Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Kesar, 616 dagegen Nero Kesar, daneben aber ebensogut auch Kesar Rom, „und wohl mag dieses die Meinung Mancher zu Domitians oder Trajans Zeit gewesen sein" — sagt vorsichtig Ewald (Johanneische Schriften II S. 263).

Möge der Verfasser diese wenigen Ausstellungen den aufrichtigen Sympathien zu Gute halten, mit denen wir sein Buch begrüßt und es der wohlverdienten Beachtung aller derer empfehlen, welche mit uns der Meinung leben, daß von der ernsten Arbeit, die heutzutage darauf ausgeht, den neutestamentlichen Geschichtsboden mit den Feldern der gleichzeitigen Weltgeschichte zu nivelliren, schließlich nur wechselseitige Förderung beider Gebiete zu erwarten steht. H.

Aschbach, Roswitha und Conrad Celtes. Zweite vermehrte Auflage mit nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift der Roswitha, über die Legende des h. Pelagius und den ottonischen Panegyricus. 8. VI u. 113 S. Wien 1868, W. Braumüller.

Bekanntlich erregte im vergangenen Jahre die durch die Zeitungen gehende Nachricht großes Aufsehen, daß Herr Professor Aschbach in Wien die bekannten Werke der Roswitha als Fälschungen des Conrad Celtes und seiner Freunde erwiesen habe. Freilich, den mittelalterlichen Geschichtsforschern bereitete darauf die kleine Schrift selbst eine große Enttäuschung: man sah in ihr doch nirgendwo einen wirklichen Beweis geliefert, allerlei Verdachtsgründe waren geäußert, Vermuthungen waren aufgestellt, die bei schärferer Besichtigung sich sofort als unhaltbare Einbildungen herausstellen mußten. Nachdem Waitz in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1868, S. 1261 ff.) eine kurze Zurückweisung veröffentlicht, mußte man die Sache für erledigt halten; auch in dieser Zeitschrift konnte füglich eine weitere Beleuchtung unterbleiben. Nicht so urtheilt Aschbach selbst. Er läßt vielmehr seine Schrift in zweiter vermehrter Auflage erscheinen und ist über das Schicksal, das man seiner Entdeckung bereitet, äußerst entrüstet. So mag es wohl erlaubt sein, ganz kurz seine Beweisführung zu prüfen.

Seine These ist folgende. Die Handschrift, welche die Werke der Roswitha enthält und die als eine alte bisher gegolten, ist ein Fabrikat aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von Celtes und seinen Freunden angefertigt. Celtes hat allerdings ein Legendenbuch aus dem Kloster St. Emmeram entliehen — das ist urkundlich bezeugt — aber statt nach

geschehener Publication diese Handschrift zurückzuerstatten, hat er sie vernichten lassen, und ihr eine andere gefälschte, seine und seiner Freunde eigene, auf den Namen der Roswitha hinausgeschickten Gedichte enthaltende Handschrift untergeschoben; diese letztere, die ein höheres Alter simulirt, besitzen wir noch heute. Und dies soll bewiesen werden einmal durch die Unmöglichkeit, jene sogenannten Werke der Roswitha einer Nonne des 10. Jahrhunderts zuzutrauen, dann aber auch durch den Einblick, den uns Aschbach in die Werkstätte der Fälscher eröffnen will. Erledigen wir zunächst dies Letztere, das A. den „Kern der Untersuchung" nennt (S. 29). Aus dem Briefwechsel des Celtes glaubt er Anhaltspunkte für diese Annahme zu haben, ja er meint die Fälscher auf der That zu erwischen. Sieht man die Briefe an, die er abgedruckt hat, so erstaunt man, nicht über den Inhalt der Briefe, wohl aber über die Naivetät, dergleichen als Beweise gelten lassen zu wollen — vgl. S. 63. 65. 66. 67. 68. 69 — (ein kranker Freund des Celtes z. B., den ein Arzt kuriren soll, bedeutet die kranke Handschrift der Roswitha, S. 33 u. 63, und dergl. seltsame Dinge). Die Vernichtung des entliehenen Codex wird S. 68 in die Worte eines Briefes hineingelegt, aus denen mit demselben Rechte und nach derselben Methode der Interpretation leicht irgend welche beliebige Räubergeschichte erwiesen werden könnte. Man weiß in der That nicht, was man in ernsthaftem Tone dazu sagen soll.

Etwas schwerer wiegen die Einwürfe gegen das allgemein angenommene Alter des Werkes selbst. Auch hier bin ich allerdings nicht überzeugt, aber hier sind doch wirklich auffallende Dinge berührt, wie die Versification (S. 24), der ganze Inhalt der Komödien, der im Munde einer Nonne manches Anstößige für unser Gefühl hat. Was die Latinität angeht, so behauptet Aschbach, „sie entspricht der im fünfzehnten Jahrhundert bei den besten Schriftstellern vorkommenden"; aber diesen Satz nun durch ein „es wäre nicht uninteressant, im Einzelnen nachzuweisen, welche Idiotismen bei der Roswitha mit denen bei den deutschen Humanisten am Ende des 15. Jahrh. übereinstimmen" abzumachen, das heißt doch die Beweislast sich allzusehr erleichtern: es wäre des Kritikers Sache gewesen, einen derartigen Nachweis wirklich anzutreten. Wenn er dann selbst anführt, wie Celtes die alten Genitivformen mis, tis als Dative erklärt, so spricht auch das in unseren Augen weit eher dafür, daß Celtes den vorliegenden Text nicht richtig verstanden, als daß er selbst ihn erst

fabricirt; wir möchten das neben jene falsche Correctur (clamari für Damari) stellen, welche in der A. A. Ztg. 1867 Nr. 266 Christ so schlagend ins Feld geführt hat [1]), vgl. auch Aschbachs eigene Bemerkung über ebrius-debrius (S. 25. 88). Ich meine alles Vorgebrachte vermag doch die gutbeglaubigte Echtheit nicht zu erschüttern.

Zu drei Einzelheiten hat der Verf. jetzt neue Bemerkungen hinzugefügt. Er wiederholt eine Notiz, die ihm Dr. Hirsch geliefert, daß 1488 die Komödie „Abraham" in einem deutschen Texte schon bekannt war, der Aehnlichkeiten zu der 1501 publicirten Darstellung Roswithas bietet. Aber Aschbach hat sich (S. 17) dabei beruhigt, und den Vergleich der Roswitha mit dem lateinischen Originale von 1478, aus dem jenes deutsche übersetzt zu sein behauptet, gar nicht angestellt: erst nachdem dies geschehen ist (ich war in Dorpat dazu nicht im Stande), wird sich entscheiden lassen, ob nicht vielmehr Roswithas Gedicht selbst schon vor Celtes bekannt geworden ist? — Dann hat A. noch die Legende vom H. Pelagius untersucht (S. 91 ff.), aber auch hier nichts zu Tage gebracht, was die Unmöglichkeit einer Abfassung im 10. Jahrhundert zeigte. Oder wird man Fehlgriffe über die römischen Zustände in Spanien ihr nicht zutrauen, Fehler in der Localbeschreibung bei ihr für unmöglich halten wollen? — In der Untersuchung über den ottonischen Panegyricus kann ich Einzelnem zustimmen. Auch ich halte eine Benutzung Widukinds und Liudprands für gewiß, wie ich das schon bemerkt habe (Bd. 18, S. 439), aber gerade die nach Köpkes Anregung fortgeführten Studien machen es mir aus dem Inhalte des Buches schon zur unumstößlichen Thatsache, daß nur von einem Menschen der ottonischen Zeit dies an thatsächlicher Mittheilung so arme, an tendenziöser Durchdringung des Stoffes so reiche Buch hat verfaßt werden können. Selbst wenn alle äußere Gewähr fehlte, allein aus inneren Gründen würde ich an dem Alter dieser Geschichtserzählung festhalten.

Und nun ist der äußere Erweis für die Echtheit ein so durchgreifender, wie man ihn nur wünschen kann. Die bei einem sonst hochverdienten Veteranen unserer Studien seltsamen Grundsätze will ich lieber ganz übergehen (S. IV und 74); Herr Prof. Aschbach hat, wie man sieht

---

1) Die Abfertigung, die A. diesem allerdings sehr vernichtenden Angriffe zu Theil werden läßt (S. 79), ändert an der Sachlage nichts Erhebliches.

den Codex erst nachträglich heran gezogen [1]); er ist noch immer nicht im Stande, aus ihm für seinen Verdacht der Fälschung Gründe herzuleiten — und so bleibt die Thatsache noch immer eine feste und unerschütterte, daß große, allgemein anerkannte paläographische Autoritäten, Pertz, Jaffé, jetzt auch Halm nicht den geringsten Zweifel an Alter und Echtheit zulassen wollen. Es liegt nichts vor, das den früher angenommenen Sachverhalt umstieße. Und auch die triumphirend herangezogene Parallele mit Günther Ligurinus und dem Gedichte De bello Saxonico hinkt ganz bedenklich, da bekanntlich jenen Werken die handschriftliche Beglaubigung mangelt.

W. M.

Bernhardi, Wilhelm, Matteo di Giovenazzo, eine Fälschung des XVI. Jahrhunderts. (Zuerst in dem dritten Jahresbericht des Luisenstädtischen Gymnasiums in Berlin, dann separat publicirt.) 4. 64 S. Berlin 1868.

Seitdem H. Pabst, der neueste Herausgeber der sog. Diurnali des Matteo di Giovenazzo im 19. Bande der Monumenta Germaniae, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1868 n. 24 selbst erklärt hat, er sei durch die genannte Schrift überzeugt, daß hier in der That eine Fälschung vorliege, so kann es wohl kaum noch für der Mühe werth erachtet werden, die Beweisführungen Bernhardis mit beifälligen Bemerkungen zu wiederholen. Die Resultate seiner Untersuchung stehen sowohl nach ihrer negativen als nach ihrer positiven Seite hin fest. Ein Matteo aus Giovenazzo kann nach der Mitte des 13. Jahrhunderts dieses Tagebuch nicht geschrieben haben, vielmehr hat es der neapolitanische Localhistoriker Angelo di Costanzo im 16. Jahrhundert gefälscht. Die Gründe, die Costanzo zur Fälschung veranlaßten, hat Bernhardi sehr scharfsinnig entwickelt und damit mehr geleistet, als von einem Kritiker streng genommen verlangt werden kann.

Nur Etwas läßt die Untersuchung Bernhardis noch vermissen, das gerade für Matteo als den ältesten italienisch schreibenden Chronisten von Bedeutung gewesen wäre, eine Untersuchung der Sprache der gefälschten Diurnali. Es heißt zwar am Schlusse der Abhandlung: „Endlich ist die Sprache der Diurnali nicht ohne Bedenken; in dem Bemühen einen alter-

1) Im Maiheft 1867 der Wiener Sitzungsberichte ist A.'s Abhandlung zuerst erschienen; im August 1867 erholte A. sich Rath über den Codex (S. 77).